

FILM

Alles bleibt in der Familie

Ein Krimi von Claude Chabrol: nach wie vor ein Markenprodukt, auf das man sich verlassen kann.

Wo Chabrol draufsteht, da ist auch Chabrol drin – so sein Erfolgsrezept: Ein typischer Chabrol-Film ist in der wohlhabenden französischen Bourgeoisie angesiedelt, gern in der Provinz und gern im Schoß der Familie, also in einem stattlichen Haus, dessen Interieurs „altes Geld“ atmen, und die Filmhandlung wird – auch wenn es sich mal nicht um eine Mordaffäre oder einen Psychothriller handelt – von einem Ur-Interesse am Verbrecherischen vorangetrieben, vom Interesse am Bösen.

Die Ausdauer, die Verlässlichkeit, die Unveränderlichkeit: Das sind die zutiefst bürgerlichen Qualitäten des Filmemachers Claude Chabrol, 73, die ihm in Frankreich auch über ein paar schwere Krisen und Abirrungen hinweg die Treue eines bür-



Chabrol-Werk „Die Blume des Bösen“: Bürgerliche Luste

gerlichen Publikums und eine ziemlich beisspiellose Kontinuität des Produzierens gesichert haben – im Lauf von 45 Jahren über 50 Kinofilme.

Keinem Regisseur glaubt man leichter und lieber als ihm, dass er seine Filme zu allererst zum eigenen Vergnügen macht – ganz einfach, weil er sich ohne das lustvolle Aushecken und Durchspielen böseartig vertrackter Familiengeschichten rasch zu Tode langweilen würde –, und kein anderer hat sich die Filmemacherei den eigenen Bedürfnisse gemäß so behaglich als Familienbetrieb eingerichtet.

Bei „Die Blume des Bösen“, dem jüngsten Produkt der Chabrol-Factory, gehörten zum Team, wie seit langem, die Ehefrau

* Mit Suzanne Flon, Benoît Magimel, Mélanie Doutey.

Eliacheff: Gemeinsam haben sie dafür gesorgt, dass „Die Blume des Bösen“ mit gewohnt stilsicherer Eleganz alle Kriterien des typischen provinzbürgerlichen Familienkriminalis à la Chabrol erfüllt, in dem zum guten Diner ein guter Wein niemals fehlen darf.

Das Raffinierte, auch absichtsvoll Konstruierte in „Die Blume des Bösen“ besteht darin, wie die Handlung, während sie vorwärts geht, Schritt um Schritt rückwärts über drei Generationen und sechs Jahrzehnte eine von Inzest und Mord geprägte Familienchronik aufrollt. Dass der Regisseur den Film deshalb eine „fröhliche griechische Tragödie“ nennt, klingt etwas großsprecherisch. Doch im Übrigen bekommt, wer Chabrol bestellt, auch diesmal wohl temperierten und gepflegten Chabrol serviert.

URS JENNY

MUSIKTHEATER

Fiese Sprünge

Die erste Oper des 30-jährigen Jörg Widmann erweist sich in München als spannender Mix aus Tumult und Schmelz.

Guck an, geht doch: Oper mit „Tageschau“. Endlich mal kein Shakespeare, kein Schiller; nichts aus dem althilologischen Warenlager. Nein, diese Oper spielt – welche Wohltat! – in Präsens und Futur, zwischen Chefetage, Wall Street und Ethikkommission.

Chaos an der Börse, die Kurse im Keller, die Klänge in Panik, die Musik überschlägt sich im Trubel um Dax und Dow. Da, „die Märkte brechen weg“, kommt der Chemiker Milton wie gerufen mit seiner frohen Botschaft: „Es ist so weit“; er hat Patrizia, Mitinhaberin der Firma Biotec, erfolgreich geklont. Und schon taucht sie auf: Justine, das Double aus der Retorte. Die Konzernbosse drehen durch: gerettet. Große Pressekonzferenz. Anschließend Kursfeuerwerk.

Im ersten Drittel seiner (ersten ausgewachsenen) Oper „Das Gesicht im Spiegel“, die am vergangenen Donnerstag im Münchner Cuvilliétheater uraufgeführt wurde, macht der Freiburger Klarinet-

tist und Komponist Jörg Widmann die große Sause durch den zeitgenössischen Tonsatz: Auch seine Musik dreht erst einmal durch.

Widmann setzt saubere, gespleißte, zerquetschte Töne, und er erfindet spitze, kal-



Widmann-Oper „Das Gesicht im Spiegel“ Vom Wumm zur Wellness

te Klänge von der Eissplittersorte, „fiese Sprünge“ und „perverse Intervalle“, wie er selbst einräumt. Er lässt Akkorde schirmgeln und schreddern, die 4 Solisten und 19 Chorknaben flüstern, röcheln, schnalzen, kreischen; es gibt mikrotonale Passagen und Techno-Wumm, und ein paar Mal schmiert sogar ein richtiges Stück Walzer in vulgär-romantischen Klangsumpf ab.

Doch Widmann, noch Youngster und schon Profi, ist kein Radaubruder. Offensichtlich hat er nur so vehement aufgedreht, um desto effektvoller dimmen zu können. Kaum nimmt das Kunstprodukt Justine nämlich menschliche Gefühle wahr, da zieht Widmann andere Saiten auf, da wird er Weichzeichner, Pointillist, Virtuose der Valeurs. Er kann auch das, gerade das.

Wenn sich der Plot vom Börsencrash zum hochdramatischen Dreiecksverhältnis zuspitzt, werden Terzette und Quartette nach klassischem Muster vernehmbar; was anfangs ruppig verstört hat, verheilt; melodische Bögen weiten sich zu satt gebuterten Kantilenen, und über weite Strecken taucht die Oper in tonale Wellness ein – einmal, kaum zu glauben, immerhin acht Minuten in a-Moll.

Sicher hat sich Widmann für sein „Gesicht im Spiegel“ auf dem Baumarkt der Tonwaren gründlich umgehört und eingedeckt. Aber die Oper ist rundum sein Geschöpf – und nicht geklont.

KLAUS UMBACH